

Adrian Breda

aus Deutschland



Wie baut man einen Staat?

Die Erfolgsgeschichte Botswana

Stipendien-Aufenthalt in Botswana

vom 18. Oktober bis 28. November 2019

Inhalt

1. Zur Person
2. Zum Land
3. Zum Thema - oder auch nicht
4. Diamonds are (not) forever
5. L'état c'est toi
6. Kultureller Schmelztiegel Botswana
7. Blick zurück – und nach vorn
8. Thank you

1. Zur Person

1992 geboren, gehört Adrian Breda zur »Generation Why?« – und musste deshalb Journalist werden. Vorher aber erst einmal Studium der Germanistik, Kommunikationswissenschaft sowie Journalistik in Greifswald und Leipzig. Praktika u.a. in Berlin, Brüssel und Magdeburg. Anschließend crossmediales Volontariat beim Westdeutschen Rundfunk. Seit Dezember 2019 arbeitet er als Redaktionsleiter bei Detektor.fm, wo er neue Podcasts entwickelt und den Livestream organisiert. Zu seinen Interessen zählen: Politik, Digitalisierung – und Auslandsberichterstattung! Vor der Recherchereise lediglich einmal auf dem afrikanischen Kontinent gewesen, nämlich als Elfjähriger für zwei Wochen in einem All-Inclusive-Hotel in Tunis. Ausgangslage: Erfahrung begrenzt, Motivation hoch.

2. Zum Land

»Botswana? Das ist in Asien, oder?« – So reagiert ein Freund, der nicht nur das Abitur, sondern auch ein Bachelor- sowie Masterstudium erfolgreich abgeschlossen hat, als er erfährt, dass ich sechs Wochen in diesem Land verbringen werde. Man widersteht dann dem besserwisserischen Impuls mit Selbstaufwertungs-Vokabeln wie »Eurozentrismus« und »Arroganz« um sich zu werfen. Stattdessen sagt man: »Nein. Südliches Afrika. Über Südafrika. Rechts neben Namibia. Unter Sambia. Links neben Simbabwe.«

Dass der Freund eine tendenziell vage Vorstellung von der Lage des Landes hat, kann man verstehen. Gerade einmal etwas über zwei Millionen Menschen leben dort.

In einem Land, das zum Großteil aus Wüste besteht. Zumindest für den sogenannten deutschen Ottonormalverbraucher (der vermutlich gar nicht Otto heißt, aber das ist wohl eine andere Frage) spielt das Land keine große Rolle. Höchstens einmal, wenn das Okavango-Delta (obligatorisches Adjektiv dazu: »malerisch«) im Norden Botswanas auf die Liste der möglichen Ziele für den Jahresurlaub gerät. Ansonsten: zu weit weg. Und auch keine geschichtliche Verbindung zu Deutschland, wie es bei Botswanas Nachbar Namibia der Fall ist. Trotzdem: der Blick nach Botswana lohnt sich. Denn Botswana ist eine Erfolgsgeschichte – mit Abstrichen, wie ich während meines Aufenthaltes immer wieder zu hören bekomme. Sozialwissenschaftler wie der somalische Geografie-Professor Abdi Ismail Samatar sprechen gar von einem »afrikanischen Wunder«.

Erfolgsgeschichte? Was heißt das? Ich habe versucht, jede volkswirtschaftliche, sozialwissenschaftliche oder politische Statistik penibel zu notieren, die Botswanas Erfolg belegt. Es ist mir nicht gelungen – es waren schlicht zu viele. Daher hier nur eine Auswahl:

Im Demokratieindex der britischen Zeitschrift The Economist belegt Botswana den 28. Platz – vor Frankreich, Belgien und Italien. Berücksichtigt werden Wahlprozesse, die Funktionsweise der Regierung, politische Teilhabe, die politische Kultur sowie Bürgerrechte.

Im Human-Development-Index der Vereinten Nationen schneidet Botswana von allen Subsahara-Staaten am besten ab. Berücksichtigt werden die durchschnittliche Lebenserwartung, Bildungschancen und die wirtschaftliche Lage.

Im Corruption Perception Index 2018 von Transparency International belegt Botswana den 34. Platz – vor Polen, Spanien und Italien.

1966 noch gab es in Botswana nur sechs weiterführende Schulen, die von drei Prozent der Kinder besucht wurden. Landesweit verfügten 30 Personen über einen Hochschulabschluss. 2009 besuchten 84 Prozent der Kinder eine Schule, was heute ebenso gratis ist wie ein Hochschulstudium. Schüler und Studenten werden zwei Mal täglich gratis in Kantinen mit Essen versorgt. Studenten erhalten zudem eine Unterkunft sowie finanzielle Zuwendungen. Die Alphabetisierungsrate unter Erwachsenen stieg zwischen 1950 und 2013 von 30 auf 87 Prozent. Die Ausgaben

für Schulen und Universitäten belaufen sich aktuell auf 29 Prozent der Staatsausgaben – der mit Abstand größte Anteil.

Das Gesundheitssystem ist für die Bevölkerung ebenfalls gratis. Für 84 Prozent der Bevölkerung befindet sich der nächste Gesundheitsposten in einem Radius von fünf Kilometern. Eine große Leistung, denn das Land ist etwa so groß wie Frankreich und nur spärlich besiedelt. Bis zum Alter von fünf Jahren übernimmt der Staat die Kosten für monatliche Gesundheitschecks von Kindern.

Das Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukt lag 1966 bei etwa 90 US-Dollar. Damit gehörte Botswana weltweit zu den ärmsten Ländern. Heute beträgt das Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukt 8.250 US-Dollar und Botswana zählt zu den sogenannten Middle-Income-Countries.

1966 gab es im Land weniger als 25 Kilometer asphaltierte Straßen. 2017 waren es knapp 10.000 Kilometer.

Die letzte kriegerische Auseinandersetzung in Botswana fand 1852 statt. Seither: Frieden.

Das Wichtigste lässt sich allerdings nur schwer über eine Zahl ausdrücken: Botswana ist ein Staat geworden. Gemeint ist nicht eine durch Grenzen definierte Fläche, die über eine eigene Währung, Flagge und Hymne verfügt. Es geht um mehr. Es geht um Gemeinschaft. Um Zugehörigkeit. Um das Gefühl, Teil von etwas Größerem zu sein – ohne andere kleiner zu machen. All das ist in Botswana zu großen Teilen gelungen. Dieser Erfolg ist extrem beachtlich. Insbesondere, da das Land denkbar ungünstige Ausgangsbedingungen hatte, als es 1966 von Großbritannien unabhängig wurde: Erstens hat es keinen Zugang zu Meer, was internationalen Handel ungemein erschwert. Denn wie soll man Waren aus dem Land herein- oder herausschaffen? Dazu kommt, zweitens, dass es damals gar nicht so viel gab, das man hätte herausbringen können, eine industrielle Wirtschaft nach westlichem Verständnis gab es nicht. Durch die ungünstige geografische Lage waren Importprodukte dagegen deutlich teurer als beispielsweise in Südafrika, das über mehrere internationale Häfen verfügte. Drittens hatte Botswana mit dem

südafrikanischen Apartheids-Regime einen feindselig eingestellten Nachbarn, dem man eine Invasion und Annexion durchaus zutraute. Viertens setzte sich das damalige Botswana aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Tribes¹ zusammen. Kulturell waren diese zwar nicht so heterogen wie in anderen frisch gegründeten Staaten, dennoch barg diese Ausgangslage das Potenzial für ethnische Spannungen – die sich womöglich zu Bürgerkriegen auswachsen könnten, wie man sie heute in einigen anderen afrikanischen Ländern beobachten kann beziehungsweise muss. Zusammengefasst: Es sah damals nicht gut aus für Botswana.

Heute aber sieht es sehr wohl gut aus. Jedenfalls im Vergleich zur eigenen Vergangenheit und der Gegenwart vieler Nachbarstaaten. Botswana ist die älteste und vermutlich erfolgreichste Demokratie Afrikas. Wie kann man diesen Erfolg erklären? Was lässt sich davon in anderen afrikanischen Länder anwenden? Was kann Deutschland davon lernen? Und, allgemeiner: Ist Botswana überhaupt eine Erfolgsgeschichte? Oder verschleiern die Statistiken und volkswirtschaftlichen Indikatoren womöglich den Blick auf die eher ernüchternde Realität? Ist die Erzählung vom entwicklungspolitischen Glücksfall Botswana nur Ausdruck eines romantisch-idealisierten Blicks auf Afrika? Sieg oder Scheitern – und nichts dazwischen?

Das waren die Fragen, auf die ich in meinen sechs Wochen in Botswana Antworten finden wollte. Spricht man einen Batswana auf die nationale Erfolgsgeschichte an, haben die meisten eine klare Antwort: Entweder, sie stimmen energisch und voller Stolz zu. Oder sie tun den vermeintlichen Erfolg als Hirngespinnst europäischer Journalisten und Wissenschaftler ab – dabei interessieren sie sich nicht für Vergleiche zur eigenen Vergangenheit oder zu Nachbarländer, die teilweise deutlich schlechter dran sind.

Vorab: Ganz sicher weiß ich immer noch nicht, ob Botswana wirklich eine Erfolgsgeschichte ist. Was ich aber sicher weiß: Dass ich auf Ideen gestoßen bin,

1 Zu Zeiten des Kolonialismus hätte man dazu wohl »Stamm« gesagt. Auf Setswana heißen Tribes *merafe* (Singular: *morafe*). Jeder Tribe wird von einem *kgosi* (chief/»Häuptling«) angeführt.

über die es sich lohnt nachzudenken. Und vielleicht übernimmt man ja anschließend etwas davon. Auch in Deutschland.

3. Zum Thema - ...oder auch nicht

Die erste Frage, die Menschen stellen, wenn ich (extrem ausschweifend; sorry!) von meiner Recherchereise erzähle, ist erstaunlicherweise meist die gleiche: »Warum Botswana?« Und das in Deutschland und Botswana. Auf diese Frage habe ich drei Antworten.

Am Anfang war die Unzufriedenheit. So könnte man wohl den Kern des ersten Grundes zusammenfassen. Denn ich war unzufrieden. Bin unzufrieden. Unzufrieden mit der Berichterstattung über afrikanische Länder. Oder, wie es in Deutschen Redaktionen häufig schlicht heißt: »Afrika«. Als ausgebildeter Journalist mit mehrjähriger Erfahrung in verschiedenen Redaktionen mache ich mir keine Illusionen darüber, wie häufig realistischere über Politik, Kunst oder Sport afrikanischer Länder berichtet werden kann. Mein Problem ist weniger die Quantität, sondern eher die Qualität der Berichterstattung. Denn nach meinem Empfinden ist die Auslandsberichterstattung noch viel stärker dem Diktat des Negativismus unterworfen als es bei innerdeutscher Berichterstattung der Fall ist. Einfacher ausgedrückt: Bürgerkrieg oder Ebola, sonst gibt's keine Story. Meine Recherchen in Botswana sind ein Versuch, dieses Bild ein wenig zu korrigieren. Heißt: Im Sinne des Konstruktiven Journalismus möchte ich nicht zuerst darauf schauen, was schief läuft, sondern Erfolgsmodelle analysieren und Lösungsansätze kritisch durchdenken. Aus diesem Grund ist dieser Essay auch eher analytischer Art. Wer an einer eher sinnlichen Darstellung interessiert ist, möge sich bitte das von mir produzierte WDR5-Feature zum Thema anhören.

Der erste Grund hätte es mir erlaubt, auch einige andere afrikanische Länder zu besuchen, die als Erfolgsgeschichte gelten, zum Beispiel Mauritius. Dagegen sprach

allerdings der zweite Grund: Ich wollte in ein Land, das Modellcharakter hat. Denn die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen in Botswana sind nicht nur vergleichsweise überschaubar, sondern womöglich eher übertragbar als beispielsweise im Fall von Mauritius, einem kleinen, geografisch isolierten Inselstaat im Südpazifik. Nicht ohne Grund gibt es eine Vielzahl von politikwissenschaftlichen Studien, die sich mit dem »Fall« Botswana beschäftigen: Die Wissenschaftler hoffen, verallgemeinerbare Erkenntnisse zu gewinnen, die sich auf andere Länder anwenden lassen. Aus dem gleichen Grund betreibt die Friedrich-Ebert-Stiftung ein Büro in Botswana. Das Land sei das »Versuchslabor« der Stiftung, in dem soziale Projekte getestet würden. Was funktioniert, werde dann in anderen Ländern ebenfalls durchgeführt. Gleichzeitig bin ich mir der Grenzen von solchen Modellstudien bewusst. Denn Botswana ist Botswana und Somalia ist Somalia; hier herrscht seit Jahrzehnten Frieden, dort seit Jahrzehnten Krieg. Und tatsächlich sieht Botswana nur aus dem Flugzeug aus, wie man sich Afrika vorstellt. Schon bei der Einreise überrascht die preußisch-sorgfältige Prüfung des Visums und Reisepasses. Weiter geht es mit Taxifahrern, die einen standardisierten Festpreis verlangen – und ahnungslose Journalisten nicht maßlos übervorteilen. Glaube ich jedenfalls. Auf der Fahrt in die Stadt fallen einem europäische Sportwagen, US-amerikanische Fastfood-Ketten und perfekt ausgebaute Straßen auf. Die zersiedelte Hauptstadt, Gaborone, erinnert eher an ein seltsames Los Angeles als an eine afrikanische Metropole. Und wer kein Auto hat, hat vor allem eines: ein Problem. Das Leben findet hier in der Wohnung, dem Büro oder einer der vielen Shoppingmalls statt. Alles klimatisiert, versteht sich. Besucht man den Straßenbasar an der Main Mall, hat man den Eindruck, dass »Cottbus seine Afrikanischen Tage abhält«, wie es in einem Reisebericht von GEO heißt.

Drittens ein fast profaner Grund: Ich wollte ein Land bereisen, in dem ich ohne Dolmetscher arbeiten kann. Dass dies sinnvoll ist, wurde mir bei einer vorangegangenen Recherche nach Nepal klar, wo ich ohne Dolmetscher nicht einmal einen Tee bestellen hätte können. Da meine Kenntnisse im Französischen in etwa so ausbaufähig sind wie der Berliner Flughafen BER (und im Spanischen quasi nicht vorhanden), blieben lediglich englischsprachige Länder auf meiner Liste übrig.

Zusammengefasst: Es gibt derzeit 193 Staaten auf der Welt. Davon erfüllt genau einer alle drei Kriterien: Botswana.

4. Diamonds are (not) forever

So, jetzt geht's wirklich los!

Liest man die eindrucksvolle Liste von Botswanas Erfolgen, stellt sich eine Frage: Wie finanziert man das? Die Antwort scheint eindeutig: durch Diamanten. An dieser Stelle könnte das Kapitel bereits zu Ende sein. Doch in der Realität sind die Dinge komplizierter gelagert. Denn mineralische Ressourcen führen keineswegs zwingend zu einem erfolgreichen Staat. Tatsächlich können große Reichtümer sogar hinderlich für eine Volkswirtschaft sein, wofür der Ökonom Richard Auty 1993 den Begriff Ressourcenfluch prägte: Die politische Elite und/oder internationale Konzerne profitieren, während die Bevölkerung arm bleibt. Traurigerweise gibt es mehr als genug Länder, mit denen sich die von Auty vertretene These empirisch bestätigen lässt. Mindestens genauso vielfältig sind die konkreten Gründe, warum Ressourcenreichtum schädlich sein kann. So können übermäßige Rohstoffexporte dafür sorgen, dass sich der Wechselkurs der nationalen Währung erhöht – und die einheimischen Unternehmen dadurch ihre Wettbewerbsfähigkeit verlieren. Ungünstigerweise handelt es sich dabei um einen Prozess, der sich selbst verstärkt. Stichwort: Abwärtsspirale. Viele Regierungen steuern gegen, indem sie Schulden aufnehmen. Immerhin, die Zinsen sind ja niedrig. Das geht allerdings nur so lang gut, wie die Einnahmen aus den Exporten einigermaßen stabil sind. Exportiert wird häufig nur ein Rohstoff in wesentlichen Mengen. In Botswana sind es Diamanten, in Myanmar Erdgas und im Tschad Erdöl. Tritt dann jedoch beispielsweise eine Ölkrise auf, stehen die betroffenen Länder vor einem noch größeren Problem: Das Geld fehlt, um die Kredite zu bedienen. Die Spirale dreht sich weiter.

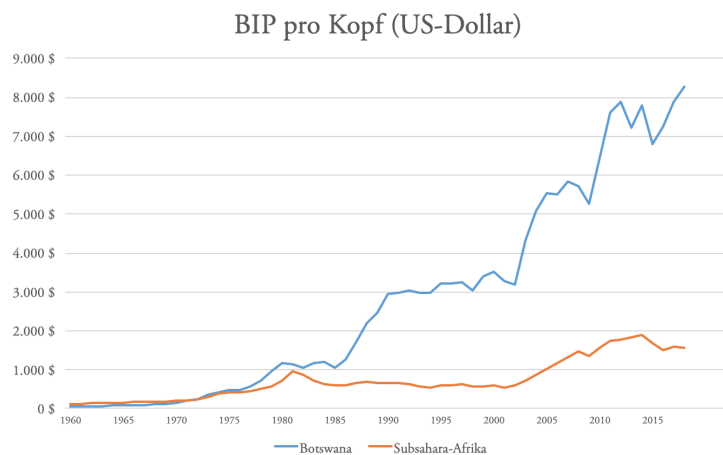
Es wäre unsinnig, diese Phänomene allein aus einer volkswirtschaftlichen Perspektive zu betrachten. Denn selbstverständlich gibt es Auswirkungen auf das gesellschaftliche Leben. Konkret: Aufgrund der wirtschaftlichen Lage wird das Leben für die Bevölkerung härter und härter. In diesem Klima wachsen die Metastasen des

Ressourcenfluches: Nepotismus, Korruption, politische Instabilität, Sezessionsbewegungen, Bürgerkrieg und Diktatur. Außerdem überträgt sich die wirtschaftliche Lage häufig in Konflikte, die ethnisch und oder religiös aufgeladen sind. Am Ende steht zu oft der »failed state«, der gescheiterte Staat.

Es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit und eigentlich unzulässige Pauschalisierung, dennoch möchte ich zum Vergleich zu Botswana kurz die wirtschaftliche Lage anderer afrikanischer Staaten skizzieren.

Dabei gilt es zu

beachten, dass sich die Gegebenheiten von Land zu Land bzw. schon von Region teilweise drastisch unterscheiden. Dennoch gibt es auch einige Gemeinsamkeiten: Die meisten Länder sind in etwa sechzig Jahre alt. (Allein im »Afrikanischen Jahr« 1960 wurden 18 Staaten unabhängig von den jeweiligen Kolonialmächten.) In den 80er- und 90er-Jahren machten viele afrikanische Länder eine krasse Rezession durch, von denen sich einige heute noch nicht vollständig erholt haben. Die Lebenserwartung im Subsahara-Afrika beträgt heute 61 Jahre (Botswana: 69). Das Bruttoinlandsprodukt liegt bei 1.600 US-Dollar pro Kopf (Botswana: 8.250 US-Dollar) und steigt um durchschnittlich 2,4 Prozent (Botswana 4,5 Prozent). Die Bruttoeinsparung beträgt 18 Prozent (Botswana 36 Prozent).² Ich beschränke mich an dieser Stelle auf eine Abbildung, die den wirtschaftlichen Erfolg Botswanas beschreibt. Der Grund: bei den meisten anderen Indikatoren sähe die Kurve sehr ähnlich aus.



In Botswana gibt es keinen Bürgerkrieg, keine Diktatur und die politische Lage ist stabil – fast zu stabil, wie ich wiederholt zu hören bekomme. Wenn man möchte, kann man diese Stabilität auf eine einzige politische Strategie zurückführen, die konsequent umgesetzt wurde: Seit der Unabhängigkeit des Landes wurde penibel darauf geachtet, dass alle Bürger möglichst gleichmäßig vom Reichtum des Landes profitieren. Ob jemand auf dem Land – in Botswana heißt das oft: in der Wüste – wohnt oder in der Stadt; ob jemand Muslim, Hindu oder Christ ist; ob jemand zum Tribe der Bamangwato oder der Bakwena gehört: all dies spielte und spielt keine Rolle. Dies ist einer der drei Gründe, weshalb Botswana eine Erfolgsgeschichte ist: brutale Gleichberechtigung. Gleichberechtigung, die heute, über 60 Jahre nach der Unabhängigkeit, teilweise seltsame Blüten treibt. So gibt es perfekt ausgebaute Straßen, die in die entlegensten Dörfer führen. Nur leider lebt dort schon lange niemand mehr. Dementsprechend war das herrschende Paradigma zur Umsetzung politischer Ziele das der Technokratie. Realisiert wurde dies über gut ausgebildete Beamte, die nach rationalen Gesichtspunkten entscheiden und politische Ränke nicht berücksichtigen mussten. Wozu die dauerhafte Herrschaft einer autokratischen und nicht-egalitären Minderheits-Elite führen kann, zeigt das Beispiel Syrien, wo der alawitische Assad-Clan seit Jahrzehnten die politische Macht innehat.

Auch gegen Korruption baute man in Botswana einige verfassungsrechtliche Hürden auf. So war es lange Jahre nicht möglich, zwischen der Politik und Verwaltung zu wechseln. Der Grund: Es bestand die Befürchtung, dass Politiker in der Verwaltung »Gefallen« zurückzahlen beziehungsweise »Gefallen«, die bereits erbracht wurden als Vorleistung für politische Unterstützung genutzt würden. Speziell für den Abbau von mineralischen Ressourcen wurde festgelegt, dass entsprechende Deals nicht von einem Minister, sondern der gesamten Regierung gebilligt werden müssen. Zudem gelten diese Deals dann für alle Marktteilnehmer gleichermaßen. Die Folge: Es lohnt sich weniger, Minister zu bestechen – denn die Konkurrenz würde davon ebenfalls profitieren und der Minister hat sowieso nur begrenzten Einfluss.

In diesem Kapitel wird es viel um die Wirtschaftsgeschichte Botswanas gehen. Wirtschaftsgeschichte. Ein Wort, das bei den meisten Lesern vermutlich eher Langeweile hervorrufen wird. Doch ich verspreche: Es ist eine beeindruckende

Geschichte voller mutiger Entscheidungen und präziser Umsetzungen, die es sich zu studieren lohnt. Gleichzeitig gibt es einen kleinen Makel: Das Jahr 1966 ist lange vorbei. Heißt auch: der mögliche Lerneffekt für andere Länder ist extrem begrenzt, schließlich ist ihre Unabhängigkeit schon mehrere Jahrzehnte zurück. Dazu nur zwei Bemerkungen: Wie das (eher ernüchternde Beispiel) Südsudan zeigt, entstehen auch im 21. Jahrhundert noch neue Staaten auf dem afrikanischen Kontinent. Und, zweitens, mit einem Mark Twain zugeschriebenen³ Zitat gesprochen: »Geschichte wiederholt sich nicht, aber sie reimt sich.«

Botswana ist nach seiner Unabhängigkeit etwas gelungen, das seinen Nachbarländern verwehrt blieb: ein friedlicher Übergang zu einem demokratischen System. Dieses System fußt im Wesentlichen auf der Arbeit von etwa 10.000 Menschen (2,5 Prozent der verfügbaren Arbeitnehmer), die Diamanten fördern, verarbeiten oder verkaufen. Für die so erzielten Einnahmen gab es von Anfang an eine klare Strategie. Die allergrößte Priorität hatten Investitionen, die sich langfristig auszahlen sollten. So wurden Schulen und Universitäten gebaut, das Gesundheitssystem ausgeweitet, Straßen asphaltiert und Telekommunikationsnetze gespannt. Zu Hochzeiten wurden bis zu 40 Prozent der Staatsausgaben für diese Investitionen aufgewendet. Prunkvolle Protzbauten oder eine überdimensionierte Armee sucht man in Botswana bis heute vergebens.

Zurück zur Geschichte: Die wirtschaftlichen Ausgangsbedingungen waren im Jahr 1966 alles andere als vielversprechend. Die meisten Menschen lebten als Bauern und konnten gerade einmal genug für sich selbst und ihre Familie ernten. Hunger herrschte, die Menschen waren arm. Die Exporte bestanden zu 85 Prozent aus Rindern. Dass Botswana die Transformation von einer Agrar- zu einer Ressourcen-Ökonomie gelungen ist, ist ein großer Glücksfall für das Land. Denn für erstere gibt es keine optimalen Standortbedingungen im Land. Damals nicht und heute auch nicht. In der Kalahari-Wüste, die zwei Drittel Botswanas einnimmt, ist es für ganzjährige Viehzucht schlicht zu trocken. Nicht umsonst ist die Universalvokabel

3 Gute Aphorismen zeichnen sich offenbar durch zweierlei aus: Sie werden Mark Twain zugeschrieben, stammen aber nicht von Mark Twain. So auch in diesem Fall. Der tatsächliche Urheber ist leider unbekannt.

des Landes Pula, zu Deutsch Regen. Pula heißt nicht nur die Landeswährung, sondern es ist auch das offizielle Motto⁴ Botswanas.

Im Norden erschwerten Tsetse-Mücken, die Malaria übertragen, die Rinderhaltung. Dazu kommt, dass die Viehzucht vergleichsweise anfällig ist für Dürren oder Krankheiten. So verendeten in den 1930er-Jahren mehr als 60 Prozent der nationalen Rinderpopulation wegen extremer Trockenheit und einem Ausbruch der Maul-und-Klauen-Seuche. Es dauerte zwei Jahrzehnte, bis der Bestand wieder seinen alten Stand erreicht hatte. Für die Wirtschaft, für die Menschen hatte dies verheerende Folgen: zwei Drittel der Bevölkerung waren zu dieser Zeit auf Hilfsprogramme angewiesen. Glücklicherweise war die Regierung in der Lage, diese Hilfsprogramme selbst aufzulegen⁵ und zu organisieren – die Verteilung fand dabei strikt nach Bedarf statt, kein Tribe wurde von der Zentralregierung bevorzugt.

Botswanas wirtschaftlicher Erfolg hat drei Gründe, alle sind historischer Natur. Darum wird es im Folgenden gehen.

Erstens war die kolonialistische Ambition Großbritanniens in Botswana nur gering ausgeprägt – und der dadurch angerichtete Schaden in der Gesellschaft vergleichsweise klein. An dem Land selbst hatte man wenig Interesse, schließlich wusste man noch nichts von den Diamanten, die erst später entdeckt werden sollten. Vielmehr ging es darum, den Einfluss des Deutschen Reiches in der Region einzudämmen.⁶ Dieses machte sich nämlich 1884 im heutigen Namibia breit. Außerdem sah man Bechuanaland – so der damalige Name des Protektorates⁷ – als

4 Dies darf man sich wie ein sympathisch-afrikanisches *God bless America* vorstellen, das man gefühlt mehrmals täglich irgendwo hört.

5 Empirische Studien in Afghanistan belegen, dass Afghanen *besser* über die Taliban denken, nachdem ausländische Organisationen Hilfsgüter in ihrer Region gesponsert haben. Eine mögliche Erklärung: Die externe Hilfe wird als Versagen der Regierung interpretiert – und erhöht so im Gegenzug die Zustimmung zu deren Gegner, der Taliban.

6 1870 waren weniger als zehn Prozent der Fläche Afrikas kolonialisiert. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges waren es etwa 90 Prozent. Die Unterwerfung eines ganzen Kontinentes in einem halben Menschenleben.

7 Nur, um Missverständnissen vorzubeugen: »Protektoriert« wurden keinesfalls die Einwohner Bechuanalandes, sondern britische Interessen.

Arbeitskräftereservoir für die südafrikanischen Minen, deren Gewinne in die britische Staatskasse flossen. Ebendieses Bechuanaland war zudem ein wichtiges Puzzlestück im nicht wenig Größenwahnsinnigen Projekt der Kap-Kairo-Bahnlinie von Cecil Rhodes, die den Kontinent durchqueren sollte.

So lebten dann auch die meisten Kolonialbeamten gar nicht im Protektorat, sondern in Südafrika. Dass Botswana eher zweitrangig war, zeigt auch die Mitarbeiterzahl der Kolonialverwaltung: lediglich 150 Personen arbeiteten dort, darunter etwa 30 Kolonialbeamte. Für ein Land, das etwa so groß ist wie Frankreich, wohlgerneht. Die Kolonialisten begnügten sich damit, Steuern auf die exportierten Rinder einzutreiben. Dies war viel leichter umzusetzen als individuelle Abgaben zu erheben, etwa Einkommenssteuern. So wurden dann neben den Rindern auch pauschal die Hütten der Bewohner besteuert. An einer Industrialisierung des Protektorates hatte Großbritannien kein Interesse, da dafür die nötige Anschubfinanzierung nicht zur Verfügung stand. Insgesamt Glück im Unglück, könnte man sagen. Denn durch den begrenzten Einfluss der britischen Kolonialherren konnten bestehende und funktionierende gesellschaftliche Institutionen fortbestehen – was sich nach der Unabhängigkeit auszahlte.⁸

Der zweite Erfolgsfaktor ist eigentlich gar kein Faktor, sondern ein Mensch. Gemeint ist Seretse Khama, Gründungsvater und erster Präsident der Nation. Sein Stellenwert für die nationale Geschichte kann kaum unterschätzt werden. So ist dann auch jede größere Straße, jeder größere Flughafen nach ihm benannt. Khama wurde als Thronfolger des einflussreichen Bamangwato-Tribes geboren. Seine Jugend verbrachte er in Südafrika. Anschließend studierte er in Oxford, wo er seine spätere Ehefrau Ruth Williams kennenlernte.⁹ Die große Erzählung, dass sich Politiker nicht aus Machtstreben, sondern aus Interesse am Wohlergehen ihres Landes in die Politik begeben, ist in den meisten Fällen nur schwer zu glauben. Anders bei Seretse

8 Ein Beispiel dafür sind die bis heute im ganzen Land verbreiteten *Kgotlas*, eine Mischung aus Gemeinderat und Amtsgericht. Dazu später mehr.

9 Diese Ehe wurde zum Spielball der Weltpolitik. Zur Hochzeit der beiden führte das benachbarte Südafrika nämlich gerade das Apartheidsystem ein, in dem Weiße und Schwarze in jedem Lebensbereich getrennt werden sollten. Aus diesem Grund wurde massiver Druck auf die britische Regierung ausgeübt, damit die Hochzeit verhindert bzw. annulliert wird. Dass sich Khama weigerte und standhaft an seiner Ehe festhielt, führte unter anderem dazu, dass ihm die Einreise nach Bechuanaland verwehrt wurde. Nach langem hin und her durfte Khama schließlich doch zurückkehren. Allerdings nur unter der Bedingung, dass er seinen traditionellen Herrschaftsanspruch aufgibt.

Khama: 1961, fünf Jahre vor der Unabhängigkeit, verstand er sich als Viehbauer. Zu seiner Bescheidenheit kam ein weiterer Faktor: Er war schlicht ein bisschen schlauer als die britischen Kolonialbeamten. Denn als er 1964 erfuhr, dass auf dem Siedlungsgebiet seines Tribes Diamanten gefunden wurden, behielt er dies für sich. Zu groß war die vermutlich berechtigte Sorge, dass der Fund die Unabhängigkeit des Landes unmöglich machen würde. Die Öffentlichkeit wurde erst 1967 informiert. Wie die Diamantenfunde in London aufgenommen wurden, ist nicht überliefert. Später legte er mit einer weiteren klugen Entscheidung die Grundlage für die heutige Einheit des Landes. Denn er entschied, dass die Diamanten nicht ihm, nicht seinem Tribe, sondern dem ganzen Land gehören sollten. Diese langfristige Entscheidung zahlte sich aus, denn als später weitere Diamantenadern gefunden wurden, gingen diese ebenfalls in den Staatsbesitz über. Ob die gemeinschaftliche Ausbeutung auch ohne die strategische Großzügigkeit von Seretse Khama zustande gekommen wäre, ist eine Frage, die nur an einem Lehrstuhl für Alternative Geschichtsschreibung beantwortet werden könnte. Sehr wahrscheinlich ist es aber wohl nicht.

Drittens haben die botswanische Regierung und Bevölkerung in den ersten Jahren der Unabhängigkeit schlicht gute Entscheidungen getroffen – und dabei Opfer und Risiken nicht gescheut. Zudem wurde gespart. Mit dem so aufgebauten finanziellen Puffer könnten inzwischen zwei Jahre Exporte überbrückt werden – ohne sonstige Einnahmen. Und schon früh wurde erkannt, dass langfristige Investitionen vorteilhafter sind als kurzfristiger Konsumrausch, der Neid und gesellschaftliche Spannungen hervorgerufen hätte. Ein gutes Beispiel ist die Gründung der University of Botswana. Die notwendigen Mittel wurden unter anderem durch Sonderabgaben der Viehbauern finanziert. Noch heute erinnert eine Rinderstatue auf dem Campus an dieses Opfer. Gemeinsam wollte man den Grundstein für eine bessere Zukunft legen. Heute, wo das oberste Ziel eine Diversifizierung der Wirtschaft ist, wiederholt sich das Muster: Ein Bestandteil dieser Strategie ist die frisch gegründete Botswana International University of Science and Technology in Palapye, deren Labore denen in Europa in nichts nachstehen. Hier will man die Fachkräfte von morgen ausbilden, die bei dem anstehenden Wandel der Wirtschaft zentrale Funktionen ausüben sollen.

Ein zweites Beispiel für die vorausschauende Planung botswanischer Politiker ist die Ausbeutung der Diamanten. Dies geschieht seit Beginn in einem 50-50-Joint Venture

mit dem südafrikanischen Konzern De Beers.¹⁰ Der Name des Joint Ventures: Debswana, ein Kofferwort aus De Beers und Botswana. Durch dieses Arrangement sicherte sich die Regierung die langjährige Expertise des Konzerns und profitierte dennoch direkt am Gewinn. Für Botswana ist die Partnerschaft ein absoluter Glücksgriff, war De Beers doch lange Jahre Quasi-Monopolist im globalen Diamantengeschäft. Und wie jedes Monopol heißt dies für die Produzenten: höhere Gewinne. Zudem erlaubt die Partnerschaft der Regierung einen maßgeblichen Einfluss auf die Unternehmensstrategie im Land. Dass die Partnerschaft eine gute Idee war, zeigen – im direkten Vergleich – beispielsweise die Kupferminen in Sambia, die sich in alleinigem Staatsbesitz befinden. Aufgrund des dortigen Missmanagements zahlt der Staat hier letztlich drauf – obwohl er auf einem enormen Reichtum sitzt. Das andere Extrem wiederum sind Staaten, die Schürfrechte an internationale Konzerne vergeben und selbst nicht oder nur marginal am Gewinn beteiligt werden.

Als es darum ging, die Modalitäten des Joint-Ventures auszuhandeln, scheute die botswanische Regierung keine Kosten und heuerte auf dem Weltmarkt die besten Anwälte an, die sich mit Diamantenabbau beschäftigen. Das mag heute womöglich wie ein triviales Detail der Geschichte erscheinen. Tatsächlich machte sich die Investition jedoch mehr als bezahlt. Dies zeigt wieder ein vergleichender Blick: In anderen Fällen hat die Erfahrung von Unternehmen wie De Beers, dazu geführt, dass die jeweiligen Staaten nach einigen Jahren merken, dass sie übervorteilt wurden. Die Folge: Unmut in der Bevölkerung, erzwungene Nachverhandlungen und folglich eine eingeschränkte Investitionssicherheit für Unternehmen. Botswana dagegen ist für die Diamantenindustrie sehr attraktiv. Aus diesem Grund verlegte dann 2012 auch der weltweite Quasi-Monopolist De Beers seine Verkaufssparte von London nach Gaborone. Und schon seit etwa 2007 werden in Botswana Diamanten nicht nur gefördert, sondern auch geschliffen und poliert. Die etwa 20 Diamanten-Fabriken sorgen noch einmal für mehr Steuereinnahmen – und etwa 2.000 Jobs. Insbesondere vor dem Hintergrund, dass Botswana lediglich über etwa eine Million arbeitsfähige Bürger verfügt und jeder Arbeitnehmer im Regelfall mehr als nur seine Kernfamilie versorgt, ein nicht unerheblicher Bonus.

10 Gleichzeitig gehören dem botswanischen Staat 15 Prozent von *De Beers*.

Die Einnahmen, die Botswana durch die Diamanten erzielt, werden in der Fachliteratur als »wealth shock« beschrieben.¹¹ Ein passendes Bild, wurde das Land doch innerhalb weniger Jahre von einer bescheidenen Agrarökonomie zu einem Middle-Income-Country. Das Besondere dabei: Mit seinem Diamantenreichtum hat Botswana den Jackpot unter allen Formen von Ressourcenreichtum geknackt. Zumindest mich hat es überrascht, dass Diamanten grundsätzlich besser (als beispielsweise Öl) dazu geeignet sind, den Wohlstand eines Landes zu begründen. Legte man 100 Deutschen folgende Worte vor und würde sie darum bitte, das fehlende Wort zu ergänzen, was wäre es wohl?

Afrika ___ Diamanten

Meine Vermutung:

Afrika Blut-Diamanten

Doch wie das Beispiel Botswana zeigt, kann das zu ergänzende Wort aber auch Reichtum sein. Aber warum sind Diamanten so vorteilhaft? Und welche spezifisch botswanischen Faktoren spielen eine Rolle?

Zunächst einmal: Es gibt schlicht sehr viele Diamanten im Land. Botswana ist weltweit das führende diamantenproduzierende Land nach Wert und das zweitplatzierte im Hinblick auf das Produktionsvolumen. 25 Prozent der aktuell global gehandelten Rohdiamanten stammen aus einer der vier Minen im Land. Berücksichtigt man alle Diamanten, die jemals verarbeitet wurden, stammen davon

11 Hillbolm/Bolt (2018): *Botswana – A Modern Economic History. An African Diamond in the Rough*, S. 120.

15 Prozent aus Botswana. Kein Wunder: Mit der Jwaneng-Mine hat Botswana die ertragreichste Mine der Welt auf seinem Staatsgebiet.

Gleichzeitig haben Diamanten einen entscheidenden Vorteil gegenüber anderen Ressourcen wie Erdöl oder -gas: Die Nachfrage auf dem Weltmarkt ist deutlich stabiler. Zunächst als Schmuckstück, inzwischen aber auch häufiger und häufiger für die Industrie, wo Diamanten zum schneiden, bohren und mahlen verwendet werden. Als Konsequenz ist der Weltmarkt-Preis für Diamanten sehr stabil. Das heißt: verlässlich steigend. Zwischen 1960 und 2015 stieg der durchschnittliche Preis um 14 Prozent – pro Jahr! Der Ölpreis dagegen unterliegt viel stärkeren Schwankungen, sodass es den jeweiligen Regierungen häufig nur bedingt möglich ist, ihre zukünftigen Einnahmen verlässlich zu prognostizieren. »Diamonds are forever« heißt eine nicht ganz unpräzise Redewendung im Englischen. Genau diese sprichwörtliche Eigenschaft kommt der botswanischen Regierung ungemein zugute. Denn Diamanten benötigen nicht viel Platz und können daher unkompliziert gelagert und transportiert werden. Ein Vorteil, der für ein Binnenland wie Botswana von unschätzbarem Wert ist.

Paradoxiereise ist es für Botswana sehr vorteilhaft, dass sich die vorhandenen Diamanten zum allergrößten Teil unter Tage befinden. Im Nachbarstaat Namibia dagegen können die Diamanten teilweise einfach aus Flussbetten gewaschen werden – was die Begehrlichkeiten von viel mehr Gruppen hervorruft. In Botswana werden zum Abbau größere Investitionen benötigt. Investitionen, die sich außer Botswana eigentlich niemand leisten kann. Anders formuliert: Es ist leichter, gewaltsam einen diamantenreichen Landstrich zu erobern, als eine Mine aufzubauen und zu betreiben. Dazu kommt, dass Botswana gewissermaßen die »Quelle« der westafrikanischen Diamanten ist. Folglich finden sie sich hier in deutlich konzentrierter Form. Die praktische Konsequenz: Die Regierung muss lediglich Zäune um ein vergleichsweise kleines Gebiet errichten, um ihre Diamanten zu schützen. In anderen Ländern sind diese viel verstreuter, was eine Sicherung ungemein erschwert.

Botswanas wirtschaftlicher Erfolg zusammengefasst: Großbritannien interessierte sich wenig für das Protektorat, das mit Seretse Khama über einen späteren Präsidenten verfügte, der vor kalkulierten Risiken und erfolgversprechenden Opfern nicht zurückschreckte. Unter all den möglichen Ressourcen sind Diamanten besonders geeignet, da sie leicht zu transportieren sind und auf dem Weltmarkt konstant steigende Preise erzielen.

So weit, so gut. Doch nicht alles läuft perfekt. In den nächsten Jahren steht Botswana vor einer riesigen Herausforderung. Denn Diamanten sind zwar »for ever« – aber irgendwie auch nicht, schließlich handelt es sich um eine endliche Ressource. Identifiziert wurde das Problem schon in den 90er-Jahren. Allein, an der Umsetzung hapert es immer noch. Diamanten machen immer noch den mit Abstand größten Teil der Exportbilanz aus. In Zukunft soll sich das ändern. Irgendwie.

5. L'etat c'est toi

Die botswanische Gesellschaft ist deutlich hierarchischer als die deutsche. Die Familie und deren jeweiliges Oberhaupt sind in viele Entscheidungen der Familienmitglieder eingebunden. Für libertär-westlich¹² sozialisierte Menschen mag dieses Modell eher negative Gefühle auslösen. Doch die Batswana, mit denen ich über das Thema gesprochen habe, haben damit überwiegend kein Problem gehabt. Die Vorstellung, dass zwei erwachsene Menschen entscheiden, zu heiraten – und das ohne ihre Familie vorher um ihre Zustimmung gebeten zu haben! – sorgte für verständnisloses Lachen. Schließlich sei man doch auf die Familie angewiesen. Wie könne man da heiraten, ohne dass gegenseitiges Einverständnis der Familien herrsche? Historisch gesehen ist dieser Mechanismus durchaus nachvollziehbar. Denn ohne Familie, die im Notfall einspringen kann, war (und ist) man in Botswana tatsächlich ziemlich aufgeschmissen. Mit dieser Hierarchie ist gleichzeitig auch ein

12 In Botswana würde man wohl eher »individualistisch« oder gar »egoistisch« sagen.

gewisses Anspruchsdenken gegenüber den Übergeordneten verbunden. So treffe ich beispielsweise im Präsidialamt einen Mann, von dem ich zunächst nur mitbekomme, dass er einen Termin beim Präsidenten haben möchte. Später kommen wir ins Gespräch und ich erfahre den Grund: Er sei arbeitslos und habe deshalb die Miete nicht bezahlen können. Nun müsse er aus seinem Haus ausziehen. Dies wolle er jedoch verhindern, indem er den Präsidenten darum bittet, seine Schulden zu übernehmen. All dies schien für ihn und die Beamten alles ziemlich selbstverständlich.¹³

Ganz allgemein gesprochen scheint das Konzept des Respektes in Botswana sehr wirkmächtig zu sein. Als kurz vor der im Oktober 2019 stattfindenden Wahl erstmals eine TV-Debatte der Spitzenkandidaten durchgeführt wird, bringt sich der aussichtsreiche Kandidat der Opposition selbst um den von vielen als sicher geglaubten Sieg. Der Grund: Er soll den amtierenden Präsidenten beleidigt¹⁴ haben. Mehrere Menschen erzählen mir, dass sie ursprünglich die Absicht hatten, für ihn zu stimmen. Doch die emotionale Entgleisung des Kandidaten habe dies verunmöglicht. Die Konsequenz lässt sich am Wahlergebnis ablesen: Die Regierungspartei BDP¹⁵ konnte ihren großen Vorsprung im Vergleich zur letzten Wahl noch einmal ausbauen – und das, obwohl die (zugegebenermaßen unzuverlässigen) Befragungen im Vorfeld der Wahl ein Kopf-an-Kopf-Rennen vorausgesagt hatten. Dass Respekt in Botswana so einen hohen Stellenwert hat, hängt womöglich auch damit zusammen, dass die Bevölkerung lange Zeit in relativ überschaubaren Gemeinschaften lebte, was heute häufig nicht wesentlich anders ist. Anders gewendet: In Botswana sieht man sich nicht sprichwörtlich »immer zwei Mal im Leben« – sondern womöglich mindestens zwei Mal am Tag auf dem örtlichen Dorfplatz. Da ist Höflichkeit nicht nur

13 Funktioniert hat es trotzdem nicht. Als Grund nennen die Beamten den Umstand, dass der Präsident derzeit gar nicht in der Stadt sei.

14 Der rüpelhafte Reporter mit Faible für fremdsprachige Beleidigungen interessiert sich in solchen Situationen natürlich brennend für die Frage, welche Beleidigung denn gewählt wurde. Die Frage konnte (oder: wollte?) mir niemand beantworten, da die Beleidigung angeblich entweder vergessen wurde oder nicht übersetzbar sei. Unglaublich.

15 Das offizielle Parteisymbol ist ein Wagenheber, auf Setswana *domkrag*. Ausgewählt wurde das Symbol, weil es einerseits die Stärke der Partei versinnbildlichen soll. Andererseits klingt es so ähnlich wie *democracy* – ein Wort, das zur Gründungszeit der Partei für viele Batswana nur schwer auszusprechen war, weshalb oft schlicht *domkrag* gesagt wurde.

eine sympathische Tugend, sondern wohl auch eine pragmatische Anpassung an die sozialen Gegebenheiten.

Eine weitere Ausprägung des hierarchischen Gesellschaftsmodells existiert in Form des Kgosis. Kgosis sind meist Männer, die einer Community vorstehen. Es handelt sich um ein meist geerbtes Amt, trotzdem sind die Kgosis öffentliche Angestellte und werden vom Staat finanziert. Das Kgosi-System ist in sich wieder hierarchisch gegliedert. So gibt es sogenannte Paramount-Chiefs, die als Oberhaupt der jeweiligen Tribes fungieren. Darunter finden sich Kgosis, die für bestimmte Städte oder Stadtteile zuständig sind.

Den ersten gewählten Herrschern des Landes gelang es, die Kgosis in das demokratische System zu integrieren. Konkret geschah dies in Form des Verfassungsorgans des House of Chiefs, einem Gremium, in dem die wichtigsten Kgosis des Landes zusammenkommen, um die Regierung zu beraten. Bei Gesetzen, die sich mit den Tribes beschäftigen, müssen sie angehört werden. Zwar hat das Gremium kein Stimm- oder Vetorecht, dennoch hat es einen gewissen politischen Einfluss. Dass diese Integration so friedlich vonstatten ging, ist beachtlich, hatten die Kgosi in der vor-demokratischen Ära doch deutlich mehr Macht. So stand den Kgosis beispielsweise lange Jahre das Recht zu, zu entscheiden, wer wo wie viele Ressourcen abbauen darf. Heute entscheidet darüber der Staat. Wie weit die Befugnisse der Kgosis in der Vergangenheit genau reichten, ist schwer nachzuvollziehen. Was feststeht: Die Kgosi mussten bei ihren Entscheidungen die Meinungen ihrer jeweiligen Beraterstäbe und Untergebenen berücksichtigen. Zudem wurde von ihnen erwartet, dass sie Milde gegenüber ihren Mitmenschen walten ließen. »Kgosi ke kgosi ka batho« – so lautet ein botswanisches Sprichwort. Auf Deutsch: Ein Kgosi ist ein Kgosi durch die Gnade seiner Bevölkerung.

Was hat dies mit der Erfolgsgeschichte Botswana zu tun? Die Antwort liegt in der zentralen Funktion der Kgosis. Damals wie heute rufen sie regelmäßig sogenannte Kgotla-Versammlungen ein, zu der jedes¹⁶ Mitglied der Community kommen kann. Und sie dürfen nicht nur kommen, sondern sich auch aktiv einbringen. Man kann sich

16 Ursprünglich waren lediglich Männer zugelassen.

diese Versammlungen heute als quasi-basisdemokratische Mischung aus Mediationsveranstaltung, Gemeinderat und Amtsgericht vorstellen. Dort werden geringfügige Verbrechen¹⁷ genauso verhandelt wie gemeinschaftliche Maßnahmen gegen eine Einbruchsserie. Kgotlas dienen zudem als Schnittstelle zwischen Staat und Bevölkerung. Theoretisch hat jeder Batswana sogar das Recht, von Regierungsmitgliedern angehört zu werden – den Präsidenten eingeschlossen. Das Kgotla-Konzept ist sehr erfolgreich: Inzwischen belegen internationale Organisationen wie das Dänische Rote Kreuz oder die niederländische Fluggesellschaft KLM Seminare, in denen sie geschult werden, Konflikte nach dem Kgotla-Prinzip zu lösen. In anderen afrikanischen Ländern gab und gibt es vergleichbare Institutionen nicht. Aber was hat diese einzigartige soziale Institution mit dem einzigartigen Erfolg des Landes zu tun?

»[Ntwa kgolo ke ya molomo](#)« – so lautet ein weiteres botswanisches Sprichwort. Auf Deutsch: Die höchste Form des Krieges ist der Dialog. Bei den Kgotla-Treffen geht es weniger darum, Recht zu haben – eine Zielsetzung, die in deutschen Parlamenten und Meetings sehr verbreitet sein soll. Vielmehr ist das Ziel: Austausch. So wird es dann auch als höchst unhöflich angesehen, jemanden zu unterbrechen. Die Möglichkeit, sich zu irren, ist in Botswana eine reale. Meinungsvielfalt wird gelebt. In den Treffen wird auch die aktuelle Tagespolitik besprochen, wobei jedoch darauf geachtet wird, dass es sich um eine parteipolitisch neutrale Veranstaltung handeln soll. Und all dies seit Jahrhunderten. Während in Europa noch absolutistische Herrscher auf vergoldeten Thronen saßen, wurde in Botswana schon lange eine Vorform der Demokratie praktiziert. Einige Forscher sehen in Botswana deshalb gar die älteste Demokratie der Welt.¹⁸

Dass diese tiefverwurzelte Debatten- und Beteiligungskultur einen positiven Einfluss haben kann, dieser Gedanke ist nicht völlig abwegig. Womöglich mag der Vergleich ein wenig überstrapaziert anmuten, dennoch lohnt vielleicht ein vergleichender Blick nach Deutschland, wo größere (BER?) und kleinere (Straßenausbau mit Anwohnerkostenbeteiligung?) Projekte der öffentlichen Hand häufig ohne

17 Der jeweilige Kgosi kann Gefängnisstrafen von bis zu acht Jahren verhängen. Im Zweifelsfall können Berufungsinstanzen angerufen werden.

18 Bei aller Sympathie geht diese Bezeichnung wohl ein wenig zu weit, wurden die Kgosis doch nicht gewählt, sondern erbten ihren Herrschaftsanspruch.

ernstzunehmende Konsultation der Betroffenen – das heißt: der Bürger – getroffen werden. Dabei ist diese Konsultation und das niedrigschwellige Diskutieren von solchen Dingen sehr zielführend. Dies besagt jedenfalls eine Studie, die untersucht, wie sich eine frühzeitige Beteiligung und transparente Informationspolitik auf die Akzeptanz auf den Bau von Windkraftanlagen auswirkt. Die wenig überraschende Kernaussage: Je früher, desto besser.

Die politikwissenschaftliche Literatur kennt im Wesentlichen drei Strategien, die angewendet werden, um Nation-Building zu betreiben: demokratische Partizipation, wirtschaftliche Prosperität und Nationalismus. Neben der wirtschaftlichen Beteiligung, die im vorherigen Kapitel dargestellt wurde, trägt das Kgotla-System in Botswana als Form der demokratischen Beteiligung wohl zum Erfolg des Landes bei. (Nationalismus: nicht so eine gute Idee, wie die Geschichte zeigt. Dies hat man wohl auch in Botswana erkannt.) Wichtig dabei ist, dass sich aus einem demokratischen System nicht zwingend eine friedliche Gesellschaft ergibt. Erleichtert wird es trotzdem. Denn abweichende Vorstellungen können innerhalb des demokratischen Systems im Sinne der Konsensfindung eingespeist werden. Existiert ein solches System nicht, können Konflikte schneller zu gewaltsamen Auseinandersetzungen wie etwa Bürgerkriegen eskalieren. Und tatsächlich: Die botswanische Gesellschaft ist weltanschaulich tolerant, militaristisch unambitioniert und politisch überaus stabil. Dies lässt sich gut an der politischen Geschichte des Landes zeigen: Seit 1966 gab es lediglich fünf Präsidenten, die alle in fairen Wahlen gewählt wurden.¹⁹ Allein Seretse Khama wurde drei Mal wiedergewählt und regierte von 1966 bis 1980. Sein Nachfolger Quett Masire, der unter Khama bereits Vize-Präsident war, regierte bis 1998. Zwei Präsidenten in 32 Jahren. Demokratisch legitimiert.

Ein weiteres Beispiel: Es gibt wohl keinen Ort in Botswana, an dem die Nationalfarben Blau, Weiß und Schwarz so exzessiv eingesetzt werden wie in einem Kgotla-Gebäude. Man kann darin eine gelungene Versöhnung von modernem Staat und historischer Tradition sehen.

¹⁹ Alle Präsidenten gehören der BDP-Partei an. Dass der demokratische Geist in der botswanischen Gesellschaft wirklich gelebt wird, zeigt auch die Tatsache, dass sich Menschen am Wahltag teilweise bereits um vier Uhr morgens am Wahllokal einfinden – obwohl diese erst deutlich später öffnen. Man will wohl ganz sicher sein, seine Stimme abgeben zu können.

Zusammengefasst: Botswana verfügt mit dem Kgotla-System über eine niedrigschwellige soziale Institution, die Konsensfindung, Kooperation und Partizipation erleichtert. Dass diese Institution während der britischen Kolonialzeit nicht zerstört wurde, wird von vielen Sozialwissenschaftlern als Glücksfall gesehen. Denn so war die Demokratie bei der Unabhängigkeit in gewisser Weise bereits eingeübt – und erleichterte dadurch den Start ungemein. Der Staat, das sind die Bürger. Oder: L'état, c'est toi.

6. Kultureller Schmelztiegel Botswana

Wäre man ein gemeiner Mensch, könnte man sagen, Botswanas Erfolg sei gar keine allzu große Leistung. Immerhin seien die enormen Diamantenreichtümer schlicht da – genauso wie die eigene (Wirtschafts-)Geschichte. Dass dies nicht nur ungerecht, sondern auch falsch wäre, zeigt das dritte und letzte Puzzlestück der botswanischen Erfolgsgeschichte: eine aktive Durchmischungspolitik der Regierung, die dafür sorgt, dass sich Menschen aus unterschiedlichen Regionen und Tribes kennen und schätzen lernen – und so bestehende Vorurteile abbauen können.

Für den Moment können wir einmal von der grob vereinfachten Vorstellung ausgehen, dass Konflikte meist Ergebnis von Vorurteilen sind. Das gilt sowohl für den seltsamen neuen Nachbarn, aber auch für ganze Ethnien, Nationalitäten oder Glaubensgemeinschaften. Die Bandbreite reicht dabei von vermeintlich harmlosen Vorurteilen (hitzige Südländer) bis hin zum massenmörderischen Zivilisationsbruch (Holocaust, der sich u.a. gegen eine imaginierte jüdische Weltverschwörung richtete). Die Frage ist nun: Was kann man gegen Vorurteile tun, die Konflikte katalysieren?

Erstaunlicherweise wurde bereits seit 1954 eine relativ einfache Antwort auf diese Frage publiziert, die zwischenzeitlich auch empirisch bestätigt wurde.²⁰ In diesem Jahr veröffentlicht der US-amerikanische Psychologe Gordon Allport nämlich sein Buch „The Nature of Prejudice“, in dem sich eine banale Antwort auf die Frage findet. Die Antwort lautet: Kontakt. So verstehen Sozialwissenschaftler unter der Kontakthypothese dann auch die Vorstellung, dass Vorurteile abgebaut werden, sobald Angehörige von verschiedenen Gruppen miteinander Zeit verbringen und sich besser kennenlernen. Das Erstaunliche: Der Ansatz funktioniert in so unterschiedlichen Kontexten wie Frauenfeindlichkeit, Xenophobie, Rassismus, Ableismus, Homo- oder Transfeindlichkeit. So zeigt eine Studie aus dem Jahr 1993, dass die beste Variable zur Vorhersage von Homophobie nicht Alter, Bildung, politische Einstellung oder Wohlstand ist – sondern vielmehr, ob die entsprechende Person regelmäßig Kontakt zu homosexuellen Menschen hat oder eben nicht. Durch den Kontakt lernt man, dass der Andere gar nicht so sehr anders ist als man selbst. Im nächsten Schritt verliert man die eigene Angst – und ist bereit, sich auf den anderen einzulassen. Für einen Erfolg müssen allerdings vier Bedingungen erfüllt sein:

Statusgleichheit: Beide Gruppen müssen sich gleich stark in der Gruppe engagieren.

Gemeinsame Ziele: Beide Gruppen müssen ein gemeinsames Ziel vor Augen haben, für das sie arbeiten.

Kooperation: Die beiden Gruppen können das Ziel nur gemeinsam erreichen.

Geeigneter Kontext: Den Gruppen dürfen keine Steine von einflussreichen Akteuren wie dem Staat in den Weg gelegt werden.

Was hat dies mit Botswana zu tun? Die Antwort liefert ein Blick auf ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung zur Unabhängigkeit. Ein Gemeinschaftsgefühl

²⁰ Wie das in der Sozialwissenschaft eben so ist, gibt es auch Forscher, die die Kontakthypothese als naiv-simplifizistischen Optimismuswahn abkanzeln.

gab es nicht – höchstens gegen äußere Feinde verteidigte man sich gemeinsam. Ansonsten lebten die verschiedenen Tribes relativ isoliert voneinander in ihren verschiedenen Königreichen. Heute ist das anders, die botswanische Bevölkerung ist zusammengewachsen. Wie funktioniert das?

Der botswanische Staat setzt da an, wo Menschen am empfänglichsten sind für neue Eindrücke: bei den Kindern. Umgesetzt wird die Durchmischungspolitik darüber, dass Lehrer alle fünf Jahre ihren Dienstort wechseln müssen. Sie haben dabei kein wirkliches Mitbestimmungsrecht und können Dienstorte im ganzen Land zugewiesen bekommen. Genaugenommen sind es nicht einmal nur Lehrer, sondern alle öffentlichen Angestellten – vom Sachbearbeiter im Landwirtschaftsministerium bis hin zur Krankenschwester, die kurz vor der Rente steht. In Studentenwohnheimen werden die Zimmer absichtlich mit Studenten belegt, die unterschiedlichen Tribes angehören; besonders talentierte Schüler müssen unter Umständen eine weiterführende Schule an einem anderen Ort besuchen – die Elite von morgen soll bereits in jungen Jahren lernen, aufgeschlossen gegenüber anderen Kulturen zu sein. Es handelt sich um ein groß angelegtes Projekt, von dem viele Menschen betroffen sind. Mehr als die Hälfte der Arbeitnehmer arbeitet direkt oder indirekt für den Staat muss deshalb mit der dauerhaften Ungewissheit leben, am nächsten Tag umziehen zu müssen.

Die Durchmischungspolitik führt zu einem klassischen Dilemma: Einerseits befördert es Verständnis, Offenheit und Toleranz. Andererseits ist es für Einzelne eine extreme Belastung. Das Staatswohl kollidiert mit der individuellen Freiheit. Am besten lässt sich das über eine Liebesgeschichte darstellen. Es ist die Liebesgeschichte von Helene und Andrew. Helene stammt eigentlich aus Leipzig. Nach Botswana ist sie ursprünglich für ein Auslandssemester für ihr Afrikanistik-Studium gekommen. Das war 2011. Heute lebt sie mit ihrem Mann Andre und ihrer kleinen Tochter Kaya in der Hauptstadt Gaborone. Das war nicht immer so. Denn Andre hat nach dem Studium als Lehrer gearbeitet – und wurde versetzt. In ein Wüstendorf.

Wie sich die Versetzung von Lehrern auf Partnerschaften auswirkt, darum geht es im folgenden Interview.

Helene, wie bist du nach Botswana gekommen?

Davor war ich in Ghana – da war ich aber eher touristisch unterwegs. Für mich war einfach klar, dass ich im Subsahara-Afrika studieren wollte. Ich wollte den Kontinent so noch einmal von einer ganz anderen Seite kennenlernen. Für's Studium habe ich mich deshalb an verschiedenen Unis beworben – in Tansania, Südafrika, Uganda und Botswana. Und die haben mich als erstes angenommen.

Wie hast Du erfahren, dass Andre umziehen muss?

Nach dem Abschluss war ich nochmal kurz in Deutschland. Der Anruf kam am ersten Tag, an dem ich dann wieder in Botswana war. Da waren wir gerade in der Apotheke: »Ja, er hätte den Job, er müsse da morgen hin.« Und ich so: »Oh Gott!«. Er hatte gerade erst seinen Uni-Abschluss gemacht und wie so viele keinen Job gefunden. Also hat er sich als Aushilfslehrer beworben – man muss ja irgendwie Geld verdienen, um zu überleben. Er hat aber lange keine Rückmeldung bekommen und sich deshalb zwischenzeitlich auf eine Praktikumsstelle in Gaborone beworben. Als ich herkam, dachte ich also, dass er dieses Praktikum macht und wir in Gaborone bleiben.

Und dann?

Er ist dann dort hin, eine Woche später bin ich nachgekommen. Nach sieben Stunden Busfahrt bin ich ausgestiegen und mir kam, ich weiß es noch ganz genau, dieser heiße Kalahari-Wind entgegen. Ich dachte mir. »Ich möchte hier nicht sein«. Und dann habe ich gesehen: Wir sind ja noch nicht einmal wirklich angekommen! Wir müssen jetzt noch 100 Kilometer weiter südlich!

Wie war das Leben in Eurem Dorf?

Ich sag's mal so: Das ist wirklich Pampa-Pampa: Es gibt eine Straße, eine Schule, eine Polizeistation und vielleicht 30 Häuser und eben 100 Kilometer bis zum nächsten Supermarkt – mit einem Bus am Tag! Wenn man den verpasst, muss man hitchhiken. Ich bin irgendwann mal auf der Ladefläche von so einem Pickup mitgefahren, da habe ich mich so verbrannt, weil es einfach keinen Schatten gab. Ansonsten: Man kann das Wasser dort nicht trinken, weil es so salzig ist. Und es ist extrem heiß – das heißt: Du trinkst fünf Liter am Tag.

Wie habt ihr dort gelebt?

Das Haus war okay, weil das Regierungshäuser sind, die für die Lehrer zur Verfügung gestellt werden. Das sind tatsächlich alles die gleichen Häuser, gleiches Design, wirklich okay alles. Das erste Wochenende dort war noch in Ordnung, weil Andre ja da war. Am Montag ist er dann aber arbeiten gegangen. Und dann saß ich da. Allein.

Als weiße Europäerin in einem Pampa-Dorf in der botswanischen Wüste: Wie sah dein Alltag aus?

Ich war wirklich viel gelangweilt. Ich habe morgens schon relativ früh angefangen zu kochen, damit Andre mittags etwas zu essen hat. Ansonsten habe ich mich mit meiner Forschung beschäftigt. Ich habe nämlich meine Bachelorarbeit und Masterarbeit über Botswana geschrieben, dafür musste ich dann zum Beispiel Interviews transkribieren. Da brauchte ich kein Internet – was gut war, weil ich dann fokussiert arbeiten konnte. Wenn ich aus dem Fenster hinausgeschaut habe, habe ich die schöne Kalahari-Wüste gesehen. Also sehr produktiv fürs Schreiben. Aber ansonsten war da halt: nichts.

Kochen und Forschen, sonst nichts?

Als es mir zu langweilig wurde, habe ich mir eine Beschäftigung gesucht. Mein Projekt war dann so eine kleine Schulbibliothek, wo die ganzen Bücher aber nur in Kartons herumlagen. Da habe ich mir gesagt: »Das nehme ich mir jetzt als Projekt vor.« Und dann habe ich dieses Durcheinander in eine echte Bibliothek umgewandelt. Das hat mir auch Spaß gemacht – aber nach drei Wochen war ich fertig damit.

Alles in Allem also eher schwierig?

Ja. Deshalb musste ich auch ein Mal pro Monat in die Stadt fahren. Einfach nur, um wieder ein bisschen Input zu bekommen. Damit mir die Decke nicht auf den Kopf fällt – und auch, um Lebensmittel aufzufüllen.

War der Umzug eine Belastung für Eure Beziehung?

Ich wollte dort sein, weil mein Mann dort war – und ich eben bei meinem Mann sein wollte. Aber es hat mich schon belastet, weil ich da so in diese Hausfrauenrolle reingekommen bin, obwohl ich eigentlich total emanzipiert bin. Es hat an unserer Beziehung genagt, dass ich mir so nutzlos vorkam – und er von morgens bis abends in der Schule war.

Klingt ziemlich krass...

Das Problem war, dass ich einfach ohne irgendwelchen Input in diesem kleinen Dorf hing. Mein einziger Fokuspunkt war mein Mann, auf den ich natürlich sehr viele Erwartungen projiziert haben – sicherlich zu viele. Im Nachhinein ist man ja immer schlauer: Dass ich erwartet habe, dass er 24/7 für mich da ist, weil ich wegen ihm dahin bin, das war natürlich sehr schwierig umzusetzen für ihn. Ich meine, er hatte natürlich auch Kolleginnen und Kollegen, die er kennenlernen wollte. Und auch die Dorfgemeinschaft. Das war auch in Ordnung, er hat mich ja überall mitgenommen. Aber Batswana sind am Anfang, wenn sie Ausländer kennenlernen, erst einmal sehr

reserviert – zwar sehr herzlich, aber trotzdem irgendwie reserviert. Insgesamt war es einfach sehr viel für unsere Beziehung. Aber wir haben es geschafft.

Wie bewertest Du die Zeit in der Rückschau?

Insgesamt war es doch irgendwie eine schöne Zeit. Ich habe die Dorfbevölkerung wirklich ins Herz geschlossen. Für die war das natürlich auch aufregend, eine weiße Person in ihrem 300-Seelen-Dorf zu haben. Wir hatten zwar Kommunikationsschwierigkeiten, denn mein Setswana ist nicht so gut und deren Englisch auch nicht. Aber irgendwie ging es dann doch. Es war eine spannende Zeit, so sehr es auch an mir gezehrt hat und ich nicht unbedingt immer glücklich war. Ich habe auf jeden Fall Botswana und das Leben in Botswana kennengelernt. Dafür bin ich dankbar.

Vor dem Hintergrund Deiner persönlichen Erfahrung: Wie bewertest Du das Versetzungsprogramm allgemein?

Ich hatte die Möglichkeit, mit meinem Mann mitzugehen – andere Paare haben diese Möglichkeit oft nicht. Andere Beziehungen, die nicht so stark sind wie die von meinem Mann und mir, gehen daran vielleicht kaputt. Auf der anderen Seite: Es hat wirklich einen großen Einfluss darauf, dass der Tribalismus²¹ in Botswana weniger geworden ist. Durch die Versetzung in andere Gebiete lernt man andere Menschen und Gepflogenheiten kennen. Das ist insofern positiv, als dass die Nation so als Nation zusammenwachsen konnte.

Hast Du ein konkretes Beispiel?

Ja, zum Beispiel bei Hochzeiten: Da ist es überhaupt nicht relevant, ob du jetzt aus dem Norden kommst oder aus dem Süden. Und es wird tatsächlich darauf geachtet,

²¹ Abwertung anderer Tribes.

dass man die jeweiligen Traditionen des anderen Tribes respektiert. Da ist mir auch noch nie zu Ohren gekommen, dass man sagt: »Den darfst Du nicht heiraten!«

Heiraten, wen man möchte: Für Sie klingt das vielleicht alles ganz banal und selbstverständlich. Ist es aber nicht – wie man etwa am Beispiel Somalia sieht, wo sich verschiedene Tribes bekriegen. Dass das Versetzungs-Programm in Botswana einen positiven Effekt hat, bestätigt mir auch Innocent Mannathoko von der Lehrgewerkschaft Bosetu: »Das Programm bricht Stereotype auf, die wir alle haben – sowohl bei den Lehrern, aber auch bei den Schülern.« Als ich ihn frage, ob die Schüler oder Lehrer stärker davon profitieren, überlegt er lange. Seine Antwort: »Vermutlich beide gleich stark.« Er weist dann auf einen weiteren Punkt hin, der ihm wichtig ist: Der Staat profitierte genauso davon, denn es entstünde ein Klima von Toleranz und Wertschätzung. Dann gibt er mir noch einen freundlich-kritischen Hinweis zu Europa mit: »Das System in der Ersten Welt, wo man am gleichen Ort zur Schule geht, arbeitet und stirbt: Ich weiß nicht, ob das so geeignet ist, um den eigenen Horizont zu erweitern.« Vermutlich hat er recht.

Es gibt keine aktuellen und belastbaren Erhebungen, die beschreiben, wie stark die Bevölkerung in Botswana zusammengewachsen ist. Ein Indiz findet sich aber dennoch: Innerhalb von drei Generationen (1946 bis 2011) erhöhte sich der Anteil der Bevölkerung, die sich als Batswana versteht von 55 auf über 85 Prozent. Während damit ursprünglich die Zugehörigkeit zu einem der acht Setswana-Subtribes bezeichnet wurde, ist die Lage heute weniger eindeutig, denn Batswana kann ebenso bedeuten: Bürger des Staates Botswana.

Interessanterweise wurde das Versetzungsprogramm ursprünglich aus viel pragmatischeren Gründen aufgelegt: Es war schlicht unmöglich, qualifizierte Beamte für die ländlichen Regionen zu finden. Aus diesem Grund gehört die drohende Umzugsgefahr seit Jahrzehnten zum Beamtenberuf. Und dass beispielsweise Lehrer regelmäßig versetzt werden, hat einen weiteren Vorteil. Denn nicht nur kulturell findet eine Durchmischung statt, sondern auch im Hinblick auf das Engagement der Lehrer. Anders gesagt: Es bestand die Sorge, dass Lehrer, die dauerhaft in der Provinz

unterrichten müssen, weniger engagiert bei der Sache sind. Kommt heute dagegen ein Lehrer aus der Stadt aufs Land, genießt er dort höchstes Ansehen. Nicht wenige verbringen deshalb ihren Ruhestand in einem Dorf, in dem sie einmal unterrichtet haben.

Neben dem Versetzungsprogramm finden sich weitere Maßnahmen, die dafür sorgen, dass eine gesellschaftliche Assimilation stattfinden kann. So wird an Schulen ausschließlich auf Englisch und der Lingua Franca Setswana unterrichtet. Außerdem müssen Jugendliche einen Zivildienst absolvieren, ebenfalls fernab der eigenen Heimat. Zudem verschenkt die botswanische Regierung Land an ihre Bevölkerung. Der Clou: Wo genau sich das Land befindet, darauf haben die Antragsteller nur begrenzten Einfluss.

Die Staatsgründer um Seretse Khama hatten zur Zeit der Unabhängigkeit eine Vision: Ein neuer Tribe sollte entstehen – derjenige der die gesamte Bevölkerung umfasste. Man kann sagen: Dieser Plan ist weitgehend umgesetzt worden. Heute spielt die tribale Zugehörigkeit keine besonders große Rolle. »United and Proud« – vereint und stolz, so lautet das offizielle Motto von Botswana. Es scheint, als wäre das mehr als ein guter Spruch. Vielleicht sogar die Wahrheit.

Zusammengefasst: Botswana bestand zur Zeit der Unabhängigkeit aus einer mehr oder minder willkürlich zusammengesetzten Gesellschaft. Wichtiger waren die jeweiligen Tribes, der relativ isoliert voneinander lebten. Dadurch, dass Lehrer regelmäßig in Gebiete anderer Tribes versetzt werden, konnte man sich näherkommen und kennenlernen. Das Resultat: Das Konfliktpotenzial, das von ethnischen Gruppenzugehörigkeiten ausgeht, ist in Botswana vergleichsweise gering.

7. Blick zurück – und nach vorn

Ende gut, alles gut? Leider nein. Leider gar nicht, könnte man sagen. Was wahr ist: Botswana hat sich im Vergleich zu vielen anderen afrikanischen Ländern sehr gut entwickelt. Trotz der bescheidenen Ausgangsbedingungen gelang es, eine relativ wohlhabende und friedliche Gesellschaft aufzubauen. Was aber auch wahr ist: Es gibt weiterhin Probleme in Botswana:

Die Bevölkerung gehört zu den unglücklichsten der Welt. Dass es Botswana relativ gut geht, das interessiert nicht so viele. Ausschlaggebend ist der absolute Lebensstandard, nicht der Vergleich zu Nachbarländern, in denen man im Zweifelsfall noch nie war. Und wenn man sich schon vergleicht, dann nicht mit Burkina Faso, sondern Europa oder den USA.

Nach Südafrika hat Botswana den weltweit zweithöchsten Gini-Koeffizienten. Dieser Koeffizient beschreibt, wie gleichmäßig Einkommen im Land verteilt sind. Je höher der Koeffizient, desto ungleichmäßiger. Konkret: In Botswana verdienen wenige sehr viel – und viele sehr wenig. Der Koeffizient hat nur begrenzte Aussagekraft, denn dass Krankenversicherung und Bildung in Botswana gratis sind, wird nicht berücksichtigt. Von einer gleichmäßigen Verteilung kann man trotzdem bei weitem nicht sprechen, Armut existiert.

Ja, die botswanische Gesellschaft ist zusammengewachsen. Weitgehend ausgenommen davon ist jedoch die San-Bevölkerung, die vielfältigen Diskriminierungen ausgesetzt ist. So beschuldigte sie der ehemalige Präsident Ian Khama, an einer »ausgestorbenen Lebensform« festzuhalten und ihren Kindern eine Zukunft in der Gesellschaft zu verweigern. Anders gewendet: Soziale Assimilation hat ihren Preis. Denn der neue, starke Staat sorgt dafür, dass kulturelle Eigenheiten mit der Zeit verschwinden. Weniger romantisch könnte man also auch von einem Zwang zur kulturellen Anpassung sprechen.

Wie überall werden auch in Botswana gute Ideen häufig fragwürdig umgesetzt und deren Schwachstellen ausgenutzt. So auch beim Versetzungsprogramm für Beamte. Seit einigen Jahren gibt es die Regel, dass Verheiratete und Kranke davon ausgenommen werden können. So treffe ich dann in der Hauptstadt Gaborone verdächtig viele Lehrer, welche die Hauptstadt aus gesundheitlichen Gründen

angeblich keinesfalls verlassen können, da die notwendige Behandlung in der Provinz nicht möglich sei.

Botswana zeigte in der Vergangenheit zwar ein beachtliches Wachstum. Von einer wirtschaftlichen Entwicklung über die Diamantenindustrie hinaus kann jedoch nicht unbedingt gesprochen werden. Dass eine zukunftssichere Transformation der Wirtschaft dringend geboten ist, wurde zwar schon in den 90er-Jahren erkannt. Allein, der Erfolg ist bisher als bescheiden zu bewerten. Entsprechend hoch ist die Arbeitslosigkeit, speziell unter Jugendlichen: Im Jahr 2019 hatten ganze 38 Prozent der 15- bis 24-Jährigen keinen Job. In Ruanda sind es nicht einmal zwei Prozent.

Nach Swasiland und Lesotho herrscht in Botswana die höchste HIV-Rate. Mindestens ein Viertel der 15- bis 49-Jährigen ist infiziert. Die Regierung ignorierte das Problem lang – mit verheerenden Folgen: Zwischen 1990 und 2005 verringerte sich die durchschnittliche Lebenserwartung von 65 auf 35 Jahre.

Zusammengefasst: Auch in Botswana ist bei weitem nicht alles rosig. Deshalb ist dieser Essay auch nicht als Gebrauchsanweisung zu verstehen, um einen perfekten Staat zu bauen. Vielmehr ist er gedacht als Anregung. Womöglich können ja einige Strategien adaptiert auch in Deutschland übernommen werden? Denn, ganz ehrlich: die deutsche Gesellschaft driftet auseinander – mit teils verheerenden Folgen. In gewisser Weise gibt es auch in Deutschland Tribes. Man denke etwa an Politiker, die ankündigen, politische Gegner »jagen« zu wollen. Nach einer ähnlichen Logik funktioniert die immer noch bestehenden Differenz zwischen Ost und West. Wäre es da nicht vielleicht sinnvoll, einen Lehrer aus Saarbrücken in Chemnitz unterrichten zu lassen? Oder eine Lehrerin aus Rostock in München?

8. Thank you

When I first came to Botswana, I knew nothing and no one. Still, I was able to learn about the country's success story – only thanks to your help! Hence, I want to wholeheartedly thank all the people that took time to talk to a journalist they had never seen before. Without you, this essay would have not been possible to write.

My thanks shall not be limited to your professional support. Working abroad for six weeks can be a lonely time. For me it was not. It was not, because you showed me the beautiful country of Botswana. Together, we literally climbed mountains, attended weddings – and headbanged at a metal concert. Helene, Andre, Ghost, Collen, Tobias, Tumi, Kelly, Calvin, Vulture, Spencer, Godfather, Dawg and Beast: thank you.